

# Suhrkamp Verlag

## Leseprobe

Journal  
2000  
2010  
**PAUL  
NIZON**  
Urkundenfälschung  
Suhrkamp



Nizon, Paul  
**Urkundenfälschung**

Journal 2000-2010  
Herausgegeben von Wend Kässens.

© Suhrkamp Verlag  
978-3-518-42260-1

SV



Paul Nizon  
Urkundenfälschung

*Journal 2000-2010*

Herausgegeben von  
Wend Kässens

Suhrkamp Verlag

© Suhrkamp Verlag Berlin 2012

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: TypoForum GmbH, Seelbach

Druck: Memminger MedienCentrum AG

Printed in Germany

Erste Auflage 2012

ISBN 978-3-518-42260-1

I 2 3 4 5 6 – 17 16 15 14 13 12

# Urkundenfälschung



»Was ist die Last, was ist der Packen?«





2000



4. Januar 2000, Charenton

Was die Leute (wie aus einigen Bemerkungen in den erstaunlich vielen Reaktionen zur Werkausgabe, der Presse insgesamt, jetzt hervorgeht) allmählich zu begreifen scheinen, ist das handschellengeeinte Zusammengehen von Leben und Schreiben in meinem Falle, in dem Sinne, daß das Leben ganz auf das Schreiben ausgerichtet und beinah wie ein Hund abgerichtet ist und das Schreiben ganz und vielleicht fast nahtlos aus dem Leben aufsteigt, nämlich aus der ständigen und inständigen Verschriftlichung desselben, ohne welche es nicht wäre, nicht nur nicht zur Ansicht käme, sondern bare Unwirklichkeit bliebe. Daß so leicht keiner heutigentags vergleichbar der Schreibschöpfung also wohl Dichtung hingegeben lebt (anachronistisch?), wird erkannt und erwähnt, weniger jedoch daß daraus mein Sprachmenschentum hervorgeht. Mein Schreibleben und Lebschreiben ist letztlich ein Sprachringen und ich ein Sprachmensch ganz und gar. Und am Anfang war das Wort.

24. Januar 2000, Paris

»Mein Herz«

Nur weg und hinaus, um die Umgebung zu erkunden? Um davonzulaufen. Nur nicht auspacken, nur nicht das Mitgebrachte verteilen, laß es liegen. Nur nicht das Mitgebrachte hervorzerren, es bestand nicht einfach aus Kleinkram, es bestand aus Kleinmut, es bestand hauptsächlich aus Panik, aus Angst. (Es ging mir auf, daß die Falle, die die damalige Tantenwohnung an der Rue Simart bedeutete, die größte Bedrohung darstellte, nicht weil sie so schachtelklein und unansehnlich schien, sie war es im Verhältnis zu der mitgebrachten Angst, eine Zelle, die schiere Isolationshaft. Ich steckte in einer ausgewachsenen

Krise, kein Fünkchen Hoffnung in Sicht, kein Geld, keine Arbeit. An Arbeit war nicht zu denken, weil das Schreiben und schon gar das Bücherschreiben, mein bisheriges Geschäft, mir nicht nur abgestorben, sondern unvorstellbar schien, ganz und gar unzumutbar, alle diesbezüglichen Gefäße verstopft. Ich bestand aus Unvermögen, aus Kleinmut, ein Jammerlappen. Auch alle Zugehörigkeit war weg, kein Mensch weit und breit, den ich anrufen oder zu Hilfe rufen könnte. Ich war mutterseelenallein. Allein in Paris. Ich befand mich im Zustand der Selbstauflösung, ich lief innerlich aus wie ein leerer Behälter, vermutlich hieß der Zustand die ernsthafteste Depression. Und in diesem Zustand sah alles, sah vor allem die Zukunft bedrohlich aus. Würde ich mich aufraffen und aus der Falle befreien können? Oder war das die Endstation und hieß die Perspektive entweder Wahnsinn, ein Fall für die Klinik. Oder hieß sie Sozialfall, Herunterkommen bis auf die Stufe eines Clochards? Beides schien möglich.

Vor diesem Hintergrund ist das erste fluchtartige Spazieren zu verstehen. Es ging nicht einfach um Erkundungsgänge, es ging – mit Hilfe von Ausläufen in einem beschränkten Radius – um ein Buchstabieren von Wirklichkeit und mir zugehöriger Weltwirklichkeit, es ging demnach um die schrittweise Erschaffung einer Welt und damit meiner Welt und damit meiner Person, gewissermaßen aus NICHTS, *Creatio ex nihilo*.

Und das Festmachen geschah nach dem kleinen Erfahrungs- und Augenfutter draußen mit *Worten*.

Eine verzweifelte Aufgabe. Eine Verzweiflungstat. Die Überwindung der Unwirklichkeit und deren Schrecken (oder Schreckensherrschaft). In diesem Sinne ist das Auslaufen ein Nach-Worten-Laufen.

Es ist Niedergeschlagenheit, die mich alles so schwarz sehen läßt, es ist der (niedergeschlagene) Blick der Mutlosigkeit, der Angst, der mir die Tantenwohnung wie eine üble zum Erstik-

ken enge Arrestzelle vor Augen stellt. Das Bild der Trostlosigkeit ist nur der Reflex meines eigenen Zustands, es ist nicht die Wirklichkeit. Ich muß den Blick ändern. Ich muß die Wirklichkeit erfinden. Alles ist Einbildung. Oder ist es das aus allen Ritzen hervorkriechende Tantenleben, das mich bedrückt? Du weißt ja gar nichts von ihr, du solltest sie kennenlernen. Alles liegt offen zutage. Setz sie zusammen. Sie ist kein Grund der Bedrückung, die Bedrückung rührt von deinem kategorischen Desinteresse ihr gegenüber her.

Eine weitere Idee.

Ich kann die Tante gewissermaßen zum Leben erwecken, indem ich mir angewöhne, mit ihr zu sprechen und dann zu diskutieren, bis sie in dem Einsamkeitswahn wirklich wird und zu antworten beginnt so ähnlich wie in dem Film *Mein Freund Harvey* mit James Stewart, der immer mit dem für fremde Augen unsichtbaren Plüschhasen Harvey zusammen ist, seinem besten Freund aus Kindheitszeiten, dem einstigen Kuscheltier. Das könnte auch eine Note Humor einbringen in die ganze Schwarzmalerei.

Ich gehe von dem Bild des abgestellten Koffers in der Tantenwohnung aus, dem eigenen Packen. Ich bin versucht, ihn als »mein Herz« anzusehen. Das aus dem Leibe gerissene Herz? Nicht das Herz, *ich* bin aus meinen bisherigen Umständen und Sicherheiten, vor allem Geborgenheiten verstoßen worden. Insofern wäre das Gepäckstück oder der PACKEN eine Projektion meiner Angst.

Und da ist die Tantenwohnung, die ich von Besuchen kenne, nun aber als meine Bleibe zu betrachten habe. Alles atmet sie. Ich stehe da und wage mich nicht zu regen. Ein Dieb, ein Eindringling, der sich fremdes Gut, wenn nicht fremdes Leben anzueignen im Begriff steht. Welch eine Ungemütlichkeit.

Und nun sollte man Fuß fassen und leben.

In fremden Kleidern gehen?

Die kleine Exposition ist der Prototyp von Ausgestoßensein, aufgezwungenem Neuanfang, Befremden und Fremde. Es ist im Grunde die gleiche Situation, die Stolz bei seiner Ankunft im Glashüttenhof vorfindet und empfindet. In seinem Fall ein Ausgeworfensein, das zu keinem Fußfassen führt.

Im Unterschied zu damals ist der Pariser Ankömmling kein junger Lebensanwärter, sondern ein mittelalterlicher Mann, der zwei Ehen und allerlei Erfahrungen hinter sich hat und in der Tantenwohnung von neuem anfangen soll. Ein Flüchtling. Ich spreche von dem abgestellten Packen als »mein Herz«. Nun, mein Herz ist nicht einfach gebrochen – aufgrund der Scheidung, eines eklatanten Liebesmangels, einer Müdigkeit und Erschöpfung, einer tiefen Ungeschützt-, Ungeborgenheit, eines totalen Ausgesetztseins, von Weh und Angst ... –, sondern angefochten. Doch ist da auch ein Weckerchen Mut und Lebensaussicht, ein Restchen HOFFNUNG, das in dem Packen pocht.

Die Tantenwohnung eine Falle wie der Glashüttenhof weiland. Doch jetzt heißt es auch: alles auf eine Karte setzen. Der AUSWANDERER. Ich will ja um alles nicht die alten Themen neu aufwärmen, sondern einen neuen Schwerpunkt einbringen. Der Gesichtspunkt DER AUSWANDERER oder MUT der Verzweiflung müßte einen neuen Akzent setzen. Wobei die Gefahr eines Derivats vom *Jahr der Liebe* besteht. Das darf es auch nicht werden. Wo könnte der neue Aufhänger stecken? Mit dem *Hund* ist ja das Leben als reine Imagination – »gib mir genügend Einbildung, zum Weitergehen« –, also, wie Pierre Lepape in *Le Monde* sagt, die Abnabelung vom Autobiographischen bereits erreicht; und Anklänge sowohl an *Stolz* wie an *Das Jahr der Liebe* würden hinter diese erreichte Position zurückfallen und nach Aufgewärmtem schmecken. Wo zum Teufel könnte

der neue Aspekt, Ausblick, Akzent, Einfall liegen? Im Erfinden, im rein Fiktionalen?

7. Februar 2000, Paris

## Zurück aus Rom

Gestern, Sonntagvormittag, mit Hans Christoph von Tavel, der bis dahin wegen Grippe nicht erreichbar war, zum Frühstück an die Via Veneto gegangen und hinterher im Institut zu einem Abschiedsblick auf den Turm des Palazzo Maraini gestiegen und bei herrlich sonnigem Licht die Stadt eingeatmet wie damals vor vierzig Jahren. Sie lag ausgebreitet mit all den lagern den Leibern und Kuppeln in diesem Licht, Römerlicht, südlichen Licht, Meereslicht. Und in diesem Licht, in dieser lichten Bläue lag alles ausgebreitet in den ockrigen Tönen, in einer leichten Leibhaftigkeit, bröcklig leicht wie Tongefäß und ebenso inschriftlich klar, gleichzeitig ockrige Gravur und dreidimensionale Plastizität und keine Spur von Schummrigkeit, es war antikische Klarheit, Frühzeit und Vollendung, ganz Hiersein und ganz Entrückung, und es lag ein Hallen oder Klingen in dieser Leiberstadt, etwas vom offenen Markt des Lebens, das Licht bis zur Erde reichend, es war Form und nicht Impression. Ja, und wenn man darin ist, muß man den scharfen Schatten mitdenken wie auf einem Bild von de Chirico, einen harten Schlagschatten wie von der Sonnenuhr. Und mitdenken muß man die paar Palmen und anderen gestalthaften grünen Pflanzen zum Mauerstein und ein frühzeitliches Glücksgefühl. Natürlich scharte sich vor Kirchenportalen das Pilgervolk, aber gleichzeitig war das Christentum austauschbar mit Gladiatorenzirkus. Und ich stand neben von Tavel, mit dem mich die gemeinsame Studienzeit in Bern verbindet, auf dem Turm und



diesem Licht und schaute – ja, wohin eigentlich? In mein Leben von damals? In dieses Anfangslicht? In jene brennend junge Lebenserwartung, der schon wie ein Schlagschatten auf der Sonnenuhr die Grenze gezogen war? In einen helllichtigen Traum? Nun, von Paris kommend, kam mir vor, als sei ich mindestens so weit weg wie in Ägypten. Und wie schön und genau wie einst die Cafébar, wo man bestellt und dann an der Kasse zahlt und den Schein mit dem Trinkgeld auf die Theke legt und dann zusammen mit dem unvergleichlichen Kaffee in dem Täßchen das Tramezzino oder Süßgebäck in der Papierserviette in Empfang nimmt, und es kostet mit einem das Behagen übersteigenden Glück, als wäre es die Hostie des Lebens. Und alle Gäste stehen herum und laut gehen die Gesprächsfetzen durch die Luft, und auch hier ist es die Halle des Lebens, und draußen einfach die Schönheit.

Aber als ich am Vortag durch die schlingernden Gäßchen zwischen Pantheon und Piazza Colonna und Navona und Campo de' Fiori und Palazzo Farnese, Via Giulia und Trastevere über den wirklich buckligen Pflasterstein lief und bedrängt von den Höhlen der Handwerkerbuden und Geschäfte und Motorrädern und Autos herumlief, ging ich tief im Steine und irgendwie nicht nur bis zu den Knien, sondern bis zu den Hüften im Steine, in einem Erddunkel jetzt, damals sagte ich »im Stall der Stadt«. Und wären die vielen Kirchen mit der herrlichen Ordnung der architektonischen Elemente und dem Andachtsraum, den die Treppen schaffen, nicht; wäre nicht überall wieder Prunk von Palästen, man ginge wirklich wie in einem Erdreich oder Bergwerk. Etruskisch.

Am ersten Abend blindlings über die Via Capo le Case und Via della Mercede in Richtung San Silvestro in einer Seitengasse in einem Ristorante gelandet, wo ich auch damals schon hätte sein können. Und erwartete wie in einem Theater die Speisen, das heißt den Auftritt des Kellners mit den herrlichen Überras-

schungen, erwartete etwas, das mehr ist als ein Vergnügen und Labsal, es ist die Speisung wie beim Abendmahl, man wartet wunderwärtig und andächtig und harret der Labsal, ganz anders als in Paris, archaischer?, nun, ernster. Und dabei schaute ich einem Paar zu, das sich unterhielt und dies immer noch wie in *Mamma Roma*, und dabei mußte ich auf einmal an Courbets »L'origine du monde« denken, der so wunderbar freigelegten Vaginapartie zwischen den gespreizten Schenkeln, wunderbar realistisch, dabei aber in der Grimasse sphinxisch wie das älteste Welträtsel, und jetzt dachte ich daran, daß diese staunensmachende weibliche Partie, die ja nicht nur Henry Miller zum Grübeln gebracht hat, nicht nur der Eingang zur Lust, sondern das Tor zur Welt ist; und ich dachte, daß diese Sphinx immer mitdenkt bei den Frauen, auch wenn sie sich so mit einem Mann über Nichtigkeiten unterhalten bei Tische, und nun sah ich dem redenden Paar ganz anders zu, und dann kamen die Speisen, und die Teigwaren waren so sehr al dente, daß sie mir gewissermaßen roh erschienen, auch das hatte ich vergessen, und ich aß und trank und sann und mochte nicht aufstehen. Und dann beim Heimgehen, als ich die Via degli Artisti hochstieg und an der Kirche Sant'Isidoro degli Irlandesi vorbeikam, es war ausgestorben hier zu dieser Stunde, da noch die Birreria, in die ich nie gegangen war, dann die hohe Stützmauer, die schon zum Istituto gehört, die Stützmauer des Gartens der Villa, und vor bis zur Via Ludovisi, und nun überkam mich doch tatsächlich die Weltverlorenheit von damals vor vierzig Jahren, Weltverlorenheit wie Schuldhaftigkeit wie Bettlertum, als ginge ich ohne Existenzberechtigung, ein armer Hund; und damals mußte ich durch diese kleine, eher einem Fenster als einem Tor gleichende Tür wie durch ein Schlupfloch in die povere Stipendiatenabsteige im Nebengebäude mich duckend verschwinden, wo mich einfach das Nichts empfing, es sei denn ich wäre noch in das Café de Paris an die Veneto gegangen. Diese Weltverlorenheit.

7. April 2000, Paris

Erinnere mich, wie sehr mich das Aufkommen der Popkultur inklusive Hippies und Flower Power und der darauffolgenden 68er Bewegung nicht nur geschockt, sondern wie eine persönliche Attacke auf meinen Lebensentwurf getroffen hat. Es war in London 1967, und es hat mit meinem Selbstverständnis als Künstler zu tun.

Künstler als Einzelgänger und als Randerscheinung der bürgerlichen Gesellschaft. Es gehörte ein gewisser Aristokratismus in dieses Bild, denn zu meinem Künstler paßte durchaus die geistige Verankerung in den besten kulturellen Latifundien und Traditionen und ein dazugehöriger Ästhetizismus. Es käme in meinem Falle insbesondere das Außenseiterbild Robert Walzers in Frage. Diese Abfärbung. Das Antibürgerliche gehört hochrangig zu diesem Status, aber ebenso die Abgrenzung gegen das Proletarische. Mein Künstler war jedenfalls kein Barbar, sondern ein höher gestelltes Wesen kraft seiner schöpferischen Ausstattung und Macht, er durfte arm sein wie Walser und van Gogh, doch war er nicht nur reich, sondern überragend an geistigen Kräften und Gaben, auch als Verkörperung des Besten an kultureller Inkarnation. Er war ein selbsternannter Regent, gehorchte eigenen Gesetzen, und er war ein Kämpfer wie ein Thomas Wolfe oder Hemingway, auch ein unbürgerlicher, nur sich selbst verantwortlicher Abenteurer. Rimbaud? Das Außenseitertum ein Adelstitel. Seine Verbündeten waren die Gauner und Prostituierten, und hier schillert das Bild in die Zonen von Henry Miller und James Joyce hinüber, mein Künstler war ja im Grunde ein Revolutionär. Nur das Normalverbrauchertum lieferte die Feinde; und natürlich die verknöcherten scheinheiligen verlogenen und lebensfeindlichen Konservativen, die Statthalter und Verteidiger des schal gewordenen Besitzbürgertums. Wenn ich zu diesen Beispielen greife, dann, um

mich gegen die Ideologiefürchtigen abzusetzen, auch wohl gegen die engagierte Sartre-Färbung. Jedenfalls war ich unpolitisch, für Marxismus nicht unempfindlich, sehr empfänglich für Orwell, die Spanischen-Bürgerkriegs-Kämpfer.

Und nun verwandelte sich gewissermaßen über Nacht via Jugendbewegung und Popkultur das ganze gesellschaftliche Bild, und was gestern noch als halbdebiler Lämmel durch die Straßen getrottelt war, lief nun als bärtiger struppiger Hippie und Anarchist und Popartist und liebestoller, alle Regeln des Anstands verhöhrender Revolutionär und Antivietnamheld und Beatle durch die Gegend, das Losungswort war schöpferisch, ein jeder schöpferisch, ein jeder ein Künstler und Kämpfer, eine karnevalsreife Fauna von Verkleideten und Aufmüpfigen, verbrüdet, in den Parolen und Melodien der Popsänger Zuckenden, eine Welt potentieller Barrikadenkämpfer beherrschte die Szene, alle freiheitstrunken, dichtend und kunstend, nun war diese Jugend an der Macht. Und das heilige Emblem war die Gitarre, und das ganze Jungvolk strömte in die gigantischen Messen der Popkonzerte, wo es sich speisen und bis zur Ekstase durchtränken, also wohl mobilisieren ließ, und die Messepriester, die neuen Helden, waren ihrerseits widerliche Schamanen, Erweckungsprediger, außer Rand und Band geratene Barrikadenheuler, in Aufmachung und Gebärdung schlicht ekelerregend und letztlich unbegreiflich. Eine wahre Volksbewegung, eine neue Massenkultur, eine neue Erscheinungsform von Demokratie und Freiheit der Expression, die Phantasie an der Macht, und der unerschöpfliche Fundus hieß Kreativität. Kreativität als Massenerscheinung. Und wo gehörte ich nun hin mit meinem elitären Anspruch und revolutionären Monopol? Ich war zutiefst verunsichert, mehr als geschockt: in meinen Grundfesten erschüttert. Übermannt. Für mich waren nicht einfach Poesie und Musik an die Macht gekommen, sondern zusammen mit dieser ganzen Kreativität auch das Obszöne

schlechthin. Für mich war es eine Entwertung meiner ganzen bis dahin gültigen Glaubensartikel.

Natürlich merkte ich gleichzeitig, daß diese neue Popkultur viel Positives entfesselte, unter anderem Widerstand gegen Krieg und Repression und die mörderischen Aspekte des Kapitalismus, eines Imperialismus, nur konnte ich mich hauptsächlich aus ästhetischen Gründen und dann Gründen der Überheblichkeit mit dieser Volksbewegung nicht ohne weiteres verbünden, ich wurde einmal mehr an den Rand gedrängt, natürlich auch als Schriftsteller und in allem, was mein Wertesystem anbelangte. Ich las zwar aufmerksam und teils wirklich beeindruckt Norman Mailers *Heere aus der Nacht*, den Marsch auf Washington, ich las die neuen Autoren. Ich begann sachte meine eigenen Vorstellungen zu hinterfragen, begann mit Selbstinfragestellung, ließ mich – in Maßen – aufstören, vor allem 1969 dann, als ich an der ETH Gastdozent war und mitten in dieser Jugendbewegung steckte und mehr als nur gezwungen war, Farbe zu bekennen.

Und dabei schrieb ich im stillen, wenn nicht im Vergessenen mein Buch *Im Hause enden die Geschichten* zu Ende. Und danach *Untertauchen* und *Stolz*.

Aus den Hippies sind Yuppies geworden, aus den Schlagern der Rolling Stones und Beatles Evergreens.

Natürlich habe ich nicht abzurücken oder gar mich zu distanzieren von Autoren und Schöpferotypen, die meine Werte hochhalten wie Nabokov oder Malcolm Lowry oder Danilo Kiš oder Perec, die alle Revolutionäre *und* kulturelle Elitegeschöpfe und keine neuen Wilden sind, ich brauche mich der mir zugehörigen literarischen Domäne nicht zu schämen. Und dennoch ist mein Wertesystem immer mehr ein beinahe schon dino-saurisches Relikt.

Ich komme auf den Aspekt des Höherstehenden zu sprechen, weil mir kürzlich meine Nichte Tamara diesen Hang als eine Art